

Michael Krupp

Zwischen den Brücken von Jerusalem

Der Islam gehört zum interreligiösen Dialog

Rabbi Tarfon sagt: Der Tag ist kurz, die Arbeit ist viel, die Arbeiter sind faul, der Lohn ist hoch und der Hausherr drängt. Er pflegte zu sagen: Du musst die Arbeit nicht beenden, du bist aber nicht frei, sie zu lassen. (Pirkei Avot 2,15f.)

Es gibt Brücken in Jerusalem. Zwar gibt es keine Flüsse und Kanäle, dafür aber einige Berge, Felsen und Klüfte. Schon früh wurden Brücken gebaut, um verschiedene Teile der Stadt zu verbinden.

Auch zwischen den verschiedenen Menschen und Gruppen gibt es Brücken. Sie sind aber nicht immer begehbar. Manche sind zu schmal, andere baufällig, es gibt sogar einige Brücken ohne Geländer. Gespräch und Begegnung müssten eigentlich nicht scheitern, weil es keine oder zu wenig Brücken gibt. Jede Gruppe, jede Institution, jede Kirche baut ihre Brücke, gern etwas höher und schöner als die der Anderen.

Nach 50-jähriger Arbeit im interreligiösen Bereich in Israel bleiben viele Fragen offen. Entscheidend ist das Wort von Rabbi Tarfon, es bleibt gültig. Die Arbeit ist viel, auch weil der Stein immer wieder zurückrollt, wie es schon Sisyphus erfahren hat. Vieles ist abhängig von den äußeren, politischen und gesellschaftlichen Umständen. Aber auch wenn sich politisch nichts bewegt, ist es trotzdem an uns, den Boden vorzubereiten für eine bessere Zeit. Oben und unten gehören zusammen: Die alltägliche Arbeit mit den Menschen und die große Politik.

Die interreligiöse Zusammenarbeit in Israel unterscheidet sich von der in anderen Ländern vielleicht vor allem dadurch, dass sie versucht, den Frieden vorzubereiten. Verfeindete Gruppen müssen zusammengebracht werden. Die Religion spielt in diesem Raum eine große und von den Politikern meist unterschätzte Rolle. Die Religion ist Teil des Konflikts. Häufig gilt, je religiöser jemand ist, um-so fanatischer ist er. Die interreligiöse Arbeit hat deshalb zum Ziel, die Religion, die Teil des Konflikts ist, zur Lösung der Konflikte einzusetzen. Deswegen haben in der Israel Interfaith Association, die älteste und bedeutendste Organisation des Landes, immer auch viele säkulare Menschen mitgearbeitet, die auf religiöse Menschen einwirken wollen, friedlicher mit Angehörigen anderer Religionen umzugehen. Alle drei Religionen haben auch schöne Elemente, die zum Frieden beitragen

können. Diese Elemente gilt es zu stärken. Wir müssen, sagt mein in der interreligiösen Arbeit langbewährter muslimischer Mitstreiter Mohammad Hourani, das Gute unserer Religion in den Vordergrund stellen und die negativen Aspekte, die wir auch alle in unserer Religion vorfinden, beiseitelegen. Wir müssen auswählen. Wir müssen vom Kern, vom Innersten unserer Religion her, entscheiden, was dem Frieden zwischen den Menschen unter Gottes Herrschaft dient. So gesehen war es von Anfang an, als Martin Buber und andere die Israel Interfaith Association gründeten, klar, dass der Islam immer mitbedacht werden müsse. Deswegen

hieß die Gesellschaft von Anfang an „Interfaith“ und nicht „Jüdisch-Christlich“.

Das ist, besonders in diesen politisch schwierigen Zeiten, nicht immer einfach. Durch das Verbot für Israelis in die palästinensischen A-Gebiete, die ausschließlich unter palästinensischer Verwaltung stehen, zu reisen, und die Schwierigkeit von Palästinensern, Israel zu besuchen, sind gemeinsame Seminare, wie wir sie früher organisiert haben, bis auf Weiteres unmöglich geworden. Hinzu kommen der politische Stillstand im Friedensprozess und die israelischen Regierungen mit ihrer stark rechts-konservativen Politik. Auch haben die Radikalisierung und Aufsplitterung der Palästinenser (trotz des derzeitigen Versöhnungsversuchs) zur Frustration vieler Juden und Palästinenser geführt: Sie glauben nicht mehr an einen baldigen Frieden und sehen auch einen interreligiösen Austausch für gescheitert an.

Ich war zum ersten Mal 1959 für ein halbes Jahr als Freiwilliger in verschiedenen Kibbuzim in Israel, studierte von 1964 bis 1966 an der Hebräischen Universität in Jerusalem und wurde von der EKD 1970 endgültig mit meiner Familie nach Israel entsandt, um hier unter anderem an der interreligiösen Arbeit mitzuarbeiten. Das war neu.

In Israel gab es damals schon Brücken in Form von verschiedenen interreligiösen Gruppierungen. Die drei wichtigsten existieren noch heute. Sie waren und sind recht unterschiedlich in ihrer Arbeitsweise, ergänzen sich und haben alle ihre besondere Funktion.

Da ist erstens die Ecumenical Theological Research Fraternity, ein Zusammenschluss von Christen aus verschiedenen Kirchen, die sich um ein besseres Verhältnis zum Judentum bemühen. Hier waren und sind auch christliche Institutionen vertreten, die sich in Jerusalem gerade wegen dieses Dialogs angesiedelt haben, wie das Dominikanerkloster Jesaja-Haus, das evangelische Schwedische Theologische Institut, die Benediktinerabtei Dormitio oder die katholischen Soeurs und Peres de Sion im Kloster Ratisbonne in der Jerusalemer Neustadt, in Notre Dame in Ein Karem und im Ecce Homo-Konvent in der Jerusalemer Altstadt. Dass hier vorwiegend katholische Zentren zu nennen sind, hängt mit der sehr stark ausgeprägten katholischen Präsenz in der Stadt zusammen. Heute kann man die deutsche Propstei dazurechnen.

Einen ganz anderen Charakter hat die Jerusalem Rainbow Group, ein akademischer Verband von jüdischen Universitätsprofessoren und christlichen Instituts-Direktoren, die auf einer wissenschaftlichen Ebene Probleme, Beziehungen, Spannungen und Querverbindungen zwischen Christen und Juden diskutieren. Es war fast ein elitärer Verband mit einem seit Jahren unverändert ablaufenden Ritual: die Verlesung der Protokolle der vorhergehenden Sitzung, die Begrüßung wichtiger Gäste, das Verlesen von Mitgliedern, die sich entschuldigt haben. Heute ist das etwas lockerer



geworden und so unterscheidet sich die Gruppe auch nicht sehr viel von den anderen beiden hier genannten. Hinter dieser äußeren starren Schale entwickelte sich aber ein geistiges Leben, eine Diskussions- und Denkkultur in einer erfrischend freien Atmosphäre und Kühnheit, wie ich es anderswo noch nicht erlebt habe.

Die durch die Jahrzehnte hindurch wichtigste interreligiöse Gruppe in Israel ist zweifellos die bereits erwähnte Israel Interfaith Association (IIA), eine Vereinigung, die sich auf Grassroots-Niveau um die Verständigung zwischen Juden, Christen und Muslime bemüht. Sie gehört wie der Deutsche Koordinierungsrat zum Dachverband des „International Council of Christians and Jews“, der seinen Sitz in Heppenheim hat. Viele Israelis sind und waren im Verwaltungsrat dieser internationalen Bewegung, zu deren Mitbegründern die Israel Interfaith Association gehört.

Obwohl ich im Laufe der Zeit an allen drei der „Ur-Brücken“ mitgearbeitet habe, habe ich besonders viel Zeit und Kraft für die IIA gegeben. Ihre Arbeit steht den Menschen am nächsten. Sie ist eine besondere, auch sehr „israelische“ Organisation, und so lässt sich an ihr Vieles zeigen über die Brücken von Jerusalem, über ihre Qualität und über die Gründe, wieso so wenige Menschen sie überqueren.

Das hängt unter anderem mit einer Verschiedenheit zwischen den Kulturen der verschiedenen Gesprächspartner zusammen. Hier verlaufen die Fronten nicht zwischen den Religionen, sondern zwischen Orientalen und Okzidentalern. Während die Gesprächsgruppen wie Fraternity und Rainbow von diesem Problem kaum berührt sind - fast nur westlich geprägte Menschen sind hier involviert -, hat die Israel Interfaith Association, in der auch Muslime und arabische Christen mitmachen, eine Menge Probleme damit. Dies gilt besonders auf theologischem Gebiet.

Muslime, Juden und Christen haben jahrhundertlang im Heiligen Land, manchmal sogar recht friedlich, zusammengelebt. Sie haben natürlich geschäftlich miteinander verkehrt, aber auch gesellschaftlich. Man hat sich an den großen Festen, besonders den Familienfesten, gegenseitig besucht und Geschenke geschickt, man hat miteinander gesprochen und diskutiert. Nur ein Bereich war ausgespart: die Religion. Dass der Andere, mit Verlaub gesagt, die falsche Religion hat, darüber war sich jede und jeder im Klaren, aber als höfliche, nicht-missionarische Menschen wollte man sich das nicht an den Kopf schmeißen oder schmeißen lassen. Von dieser Mentalität hat sich heute noch viel erhalten.

Etwas anderes kommt noch hinzu, nämlich der grundsätzlich unterschiedliche Zugang zur eigenen Religion. Dies hat vielleicht mit fundamentalistischen Einstellungen zu tun und mit der Welt, in der man geistig lebt. Zwei Episoden aus den vielfältigen Begegnungen mit muslimischen Geistlichen sollen das veranschaulichen. Ein muslimischer Geistlicher war eingeladen, etwas zu den Grundlagen des Islam zu sagen. Er hielt einen trockenen Vortrag in gutem Hocharabisch, der dann ins Hebräische übersetzt werden musste, aber einschließlich Übersetzung war der Gelehrte nach 10 Minuten am Ende seines Vortrages. Es sei alles gesagt, was es zu diesem Thema zu sagen gäbe und für Nachfragen bestehe kein Grund. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten

für den Gesprächsleiter, den angebrochenen Abend zu Ende zu bringen, ist diese Art enttäuschend für alle Zuhörer.

Noch tiefer in die Problematik führt ein anderes Erlebnis. Der Redner, der Scheikh Jaabri aus Hebron, hatte eine knappe halbe Stunde gesprochen und mit der Übersetzung war es ein abgerundeter Abend. Nun kam die erste Frage. Der Fragesteller wollte wissen, welcher Einfluss bei einem bestimmten Problem, das der Redner erwähnt hatte, auf den Propheten eingewirkt habe: jüdischer, christlicher oder synkretistischer?

Denn man wisse doch, dass zur Zeit des Propheten in Medina, der Stadt des Propheten, zahlreiche Juden und Christen gelebt hätten, und es neben Überresten von Heidentum auch synkretistische Kreise gegeben habe. Eine gute Frage, doch die Reaktion des Scheikh war niederschmetternd. Er packte sein Manuskript zusammen und wandte sich ohne irgendetwas zu sagen dem Ausgang zu. Der Gesprächsleiter dieses Abends war ebenso überrascht wie das übrige Publikum, rannte dem Redner schließlich nach und fragte, was denn passiert sei. Mit solchen Ketzern, sagte der Scheikh, könne er nicht länger unter einem Dach verweilen. Wie könne man nur auf die Idee kommen, dass sich irgendein Einfluss zwischen die Feder, die der Erzengel Gabriel dem Analphabeten Mohammed führte, und das Pergament, das sie beschrieb, gedrängt haben könne. So etwas zu behaupten, lasse die Grundlagen des Islam einstürzen und grenze an Gotteslästerung.

Es gibt andere muslimische Referenten. Aber zwischen jenen, die eine ganz fundamentalistische Haltung einnehmen und denen, die sich dem Islam eigentlich längst entfremdet haben und vom Islam wie einer merkwürdigen Religion reden und Vorurteile dem Islam gegenüber eher bestärken, gibt es nur wenig geeignete Referenten, die in der Lage wären, ihre Religion Andersgläubigen von innen heraus verständlich zu machen. Das mag auch daran liegen, dass Jerusalem, wie überhaupt Palästina, niemals eine Hochburg des geistigen Islam war. Es gab hier niemals eine führende oder anerkannte Ausbildungsstätte des Islam. Die geistige Führung des östlichen arabischen Islam ist an der Azhar-Universität in Kairo beheimatet oder an den Schulen in Saudi-Arabien. Die Provinz Palästina lag immer abseits der großen geistigen Auseinandersetzungen des Islam. Hinzu kommt, dass die führenden geistigen Kräfte des Islam heute überhaupt eher außerhalb des arabischen Raumes zu finden sind.

Wie schwierig sich auch der theologische und geistig-kulturelle Dialog mit dem Islam gestalten mag, es gehört zu meinen wichtigsten Erfahrungen in diesen 50 Jahren, gelernt zu haben, wie notwendig und berechtigt er ist. Dies gilt gerade vor dem Hintergrund einer immer stärker werdenden Entfremdung zwischen dem Islam und der westlichen Welt und einer pauschalen Verketzerung des ganzen Islam als fundamentalistisch, aggressiv und feindlich den anderen Religionen gegenüber. Man braucht dabei nur an die glorreiche Vergangenheit des Islam zu erinnern, an das goldene Zeitalter in Spanien, an die geglückte Symbiose von Judentum und Islam, die es verstanden hat, die antike Kultur für das Abendland zu retten, bis diese Blüte der Kultur durch die christliche Inquisition erstickt wurde. Wie hell hebt sich diese islamische Toleranz von der christlichen Haltung gegenüber Juden und Muslimen ab!

Aber auch theologisch ist es wichtig, zu erkennen, dass der Islam mit in den interreligiösen Dialog gehört. Der Islam verehrt denselben Gott wie Christen und Juden. Der Islam fußt auf dem gemeinsamen Schrifttum von Christen und Juden. In der Geschichte hatte es das Judentum immer einfacher mit dem Islam als mit dem Christentum. Für die Rabbinen stand fest, dass der Gott der Muslime der Gott Israels ist, die klare monotheistische Gottesvorstellung im Islam hat das Judentum immer zu der Überzeugung gebracht, dass der Islam „Gottes verlängerter Arm im Wirken in dieser Welt ist“, wie es der große Religionsphilosoph Maimonides einmal ausgedrückt hat. Warum dieser Gott sich so verschiedene Wege der Verehrung ausgewählt hat, ist sein Geheimnis. Wir haben keinen Absolutheitsanspruch auf ihn. Die verschiedenen Formen der Verehrung verleihen der Welt einen ganz besonderen Glanz.

Theologische Diskussionen und Auseinandersetzungen sind nicht alles. Sie sind vielleicht nicht einmal das Herzstück der interreligiösen Zusammenarbeit in Israel. Genauso wichtig, vielleicht noch wichtiger, sind die menschlichen Begegnungen auf den Wochenendseminaren, bei den gemeinsamen Exkursionen, bei gemeinsamen Projekten. Vor 1973 war die Israel Interfaith Association sehr stark involviert in den Aufbau von Begegnungszentren, so etwa in Lod, Akko, Haifa oder im arabischen Dorf Meillja. Damals war die arabische Bevölkerung sehr an diesen Zentren interessiert, die häufig die Rolle von Volkshochschulen einnahmen. Gab es doch kaum inter-kulturelle Arbeit für die arabische Bevölkerung, vor allem für die muslimische. Es gab eine ganze Reihe von Projekten, darunter eine arabisch-jüdische Theatertruppe und eine Gruppe von arabischen und jüdischen Studenten, die an arabischen und orientalisches-jüdischen Schulen Nachhilfeunterricht gaben, um das unterschiedliche Bildungsniveau in Israel auszugleichen.

Durch die Beziehungen zu den Arabern in Gaza und der Westbank hatte sich bei Veranstaltungen der Israel Interfaith Association auch das Verhältnis zwischen Juden und Arabern aus Israel verbessert. Es beteiligten sich auch zahlreiche israelische Araber und sie waren dort häufig ein verbindendes Glied zwischen Juden und Palästinensern, schon durch ihre Sprache und ihre Übersetzungstätigkeiten in den zahlreichen Kleingruppen, die auf solchen Tagungen meist das Fruchtbare sind. Leider ist auch das heutzutage sehr schwierig.

Im großen Dialog zwischen den Religionen finden sich nur wenige Leute. Der Mann und die Frau auf der Straße haben davon noch nie oder selten gehört. Und doch sind sie für Andersgläubigen durchaus aufgeschlossen. Manchmal gilt das sogar für die ultraorthodoxen Juden in Mea Shearim, wo ich seit 15 Jahren einen der Rabbis mit meinen Studenten oder alleine aufsuche und wir bei ihm etwas über die Mission des Judentums in der Welt hören. Er möchte, dass wir alle treue Nachkommen des Noah werden und die sieben noachidischen Gebote einhalten, damit wir teilhaben an der kommenden Welt, denn das Christentum verdächtigt er, götzendienerisch zu sein, eine der drei Todsünden im Judentum.

Interreligiöse Treffen können auch ganz anders stattfinden. Da sind die ganz privaten Treffen, das stundenlange Sitzen bei den Handschriften- und Buchhändlern im orthodoxen Viertel Mea Shearim oder in anderen religiösen Vierteln der Stadt. Die banale menschliche Neugierde am Anderen macht auch vor Mea Shearim nicht halt. Wie geht der Andere mit den Pro-

blemen dieser Welt um? Er lebt doch auch hier, er glaubt auch an etwas, er muss auch ganz allgemeine menschliche Probleme lösen, die ihm genauso begegnen wie mir. Oder da ist das Verweilen bei den muslimischen Antiquitätenhändlern in der Jerusalemer Altstadt oder im Laden von Kando in Bethlehem, dessen Vater hier seinerzeit die ersten Qumranschriften aufkaufte. Bei diesen Gesprächen wird auch über Religion geredet und es ergehen Einladungen zu den Hauptfesten. Ich erinnere mich noch an die Fahrt zu meiner Studentenzeits mit meinem Freund Rafik Halabi, der später Hauptverantwortlicher der Nachrichten im israelischen Fernsehen war, zum Drusenheiligtum Nabi Sueib, oder wie die Juden und Christen ihn nennen, Jethro, den Schwiegervater des Mose.

Oder da sind die Nächte des Shawuot-Festes (Pfingsten) in der kleinen jemenitischen Synagoge in Ein Karem, wo Männer und Frauen die ganze Nacht in der Synagoge sitzen, Nargilla (Wasserpfeife) rauchen, Qat, ein jemenitisches Rauschmittel angeblich harmloser Art, kauen und Bibel, Mischna und Kabba la gemeinsam lernen, bis, wie es in den Texten heißt, Feuer vom Himmel auf die Festgemeinde fällt.

Das alles sind Begegnungen, wie man sie nur hier haben kann und die man nicht vergisst. Was hat sich verändert in den vielen Jahren? Es ist immer noch hoffnungsvoll, dass Mensch zu Mensch spricht, auch wenn man aus ganz verschiedenen Kulturen und Religionen kommt. Alle haben die Sehnsucht nach demselben Gott, auf dessen Gerechtigkeit und Wahrheit noch alle warten. Gott hat die Menschen so verschieden geschaffen, auch in so unterschiedlichen Religionen, er wird sich etwas dabei gedacht haben. Auch das gehört mit zur Schönheit und dem Reichtum in der Welt unseres gemeinsamen Gottes.

Es sind schon Brücken hinzugekommen. Es hat mehrere neue Initiativen gegeben oder Versuche, die alte Brücken zu bündeln und zu koordinieren. Den Frieden hat es noch nicht gebracht. Rabbi Tarfon hat leider noch immer Recht, wenn er sich die Lage anschaut, auf den unvollendeten Brücken herumläuft und über die schwierigen Verhältnisse klagt. Er pflegte aber auch zu sagen: Du musst die Arbeit nicht beenden, du bist aber auch nicht frei, sie zu lassen. Das gilt für uns heute genauso wie vor 1900 Jahren.

Dr. Michael Krupp, Jg. 1938, studierte Ev. Theologie, Judaistik und Islamwissenschaften u.a. in Berlin, Tübingen und Jerusalem, Promotion in Tübingen. Seit 1970 in Israel. Herausgeber der Zeitschriften „Religionen in Israel“ und „Interfaith Encounter in the Land of the Bible“.

aus: Angst überwinden. Brücken bauen. Themenheft 2018 des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zu bestellen bei www.deutscher-koordinierungsrat.de